



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus Schleswig-Holstein : die Städte der Friesen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Denn so unheilbar kann auf Erden
 Niemals ein Narr gefunden werden,
 Als wenn ein Mensch das thät und sagte,
 Was Alles er zu denken wagte.
 Drum, ob im Tollhaus Wen'ge sind,
 Sind toll doch Alle, die ich find:
 Sieht man das Innre nackt und bloß,
 Sind all wir Narren, Klein und Groß.

Ferner haben wir noch anzuführen die zweite Ausgabe von: Don Carlos. Tragédie en cinq actes et en vers imitée de Schiller par Amédée de la Rousselière. Liège, Desoer. — Die vortreffliche Bearbeitung haben wir schon bei der ersten Ausgabe anerkannt. — Sodann eine Uebersetzung der Voltaireschen Zaïre von Theodor Ruoff. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, in fünffüßigen Jamben. — Ferner zwei neue Uebersetzungen von Edmund Lobedanz (Leipzig, Brockhaus), dem geschickten Uebersetzer der Sakuntala: Antigone von Sophokles, und Romeo von Shakespeare. In beiden war das Hauptstreben des Verfassers, ein reines poetisches Deutsch hervorzubringen. Er hat das Bestreben erreicht, so daß sich die beiden Gedichte wie deutsche Originalwerke lesen, freilich nicht selten mit Aufopferung des charakteristischen Moments.

Briefe aus Schleswig-Holstein.

Die Städte der Friesen.

Eine Wanderung von der Widaue bis zur Eider gewährt nicht eben schöne, aber doch manche interessante Bilder. Die Marschen sind unleugbar einförmig, und man muß es verstehen, sich Abwechslung in die Scene zu bringen, wenn man es nicht vorzieht, rasch wieder über die Haide nach dem anmuthigen Osten zu fliehen. Der Weg auf den Haffbeichen ist auf die Dauer langweilig und nicht immer zu bewerkstelligen. Das Meer bei steigender Flut ist sicher ein großartiger Anblick, es aber unaufhörlich neben sich haben, erst in schlammigen Lachen, dann in einer unabsehbaren schiefergrauen Fläche ohne irgend welche andere Farbe, wirkt ebenso spannend als die Einöden der Haide. Auch die Marschen selbst können nur auf kurze Zeit durch ihre eigenthümliche Natur fesseln. Der fette Weizen, das fette Gras, die fetten Staven, die fetten Rinder, die fetten Menschen ersticken allmählig alles Denken und Empfinden im Begriffe des Fetten. Ein Marschhof sieht so ziemlich wie der andere aus. Der Mangel an Wald und die Ebenheit des Bodens gestattet weite Ausichten,

die aber nur mittelbar, durch Reflexion, durch den Gedanken, daß es meilenweit so reiches Land gibt, nicht unmittelbar das Auge erfreuen. Man legt Stunden zurück, und wenn man sich umschaut, kann man glauben, nicht von der Stelle gekommen zu sein.

Da erquickt es, nach einem Marsche unter der brennenden Sonne (bei üblem Wetter kann bei dem unglaublich tiefen Rothe der Straßen in der Marsch von Fußwanderungen nicht die Rede sein) endlich nach einer der kleinen Städte zu kommen, die hier zwischen Marsch und Geest im Laufe der Jahrhunderte entstanden sind, und wenigstens eine Abwechslung, vor allem aber vortreffliche Herbergen gewähren. Sie haben fast ohne Ausnahme den Charakter des Wohlstandes, zeichnen sich durch große Sauberkeit der Häuser aus, sind — ein Umstand, den man hier hoch schätzen lernt — in der Regel von Baumgruppen umgeben und besitzen sonst nur die Merkwürdigkeit, häßliche Kirchen zu haben, was in Schleswig deshalb bemerkenswerth ist, weil die Dorfkirchen hier großentheils sehr schöne Formen zeigen.

Die nördlichste dieser Friesenstädte ist das etwa eine Meile von der Grenze des eigentlichen Friesenlandes entfernte Tondern. Es ist eine sehr alte Stadt, die schon im Jahre 1017 als Handelsplatz bekannt war. Früher hart an der See gelegen, ist es jetzt fast drei Stunden von derselben entfernt. Vor Zeiten war Tondern wohlhabend, da nicht allein Handel und Schifffahrt blühten, sondern auch mehre Fabrikzweige von den Bürgern mit Erfolg betrieben wurden. Jetzt hat dieser Wohlstand abgenommen. Der Handel ist nur noch als Getreide- und Butterhandel von Bedeutung, das Spizenklöppeln hat seit Anfang dieses Jahrhunderts, wo nicht weniger als 13 Fabriken sich damit beschäftigten, mehr und mehr der Concurrenz andrer Gegenden weichen müssen und der Seidenweberei, der Strumpf-, Zwirn und Leinwandmanufactur und andern Industriezweigen ist es nicht besser ergangen. Die Stadt erscheint, wenn man sich ihr von Norden nähert, aus der Ferne wie ein hübsches Wäldchen, aus dem sich ein geschmackloser Thurm erhebt. Im Innern ist sie von ehrbarem altbürgerlich sauberm Aussehen, eine große stille Straße von ungetünchten, mit dem Giebel nach vorn gefehrten Häusern, die zum Theil Gärten mit ziemlich hohen Bäumen hinter sich haben, einige Nebengassen und zwei Märkte, beide sehr klein, werden von einer Kirche überragt, welche einen schönen Altar von Schnizarbeit und eine gleichfalls hübsch geschnitzte Kanzel besitzt. Auf den Dächern gibt es viele Storchnester. Die Gassen sind dänisch und deutsch bezeichnet, die Firmen fand ich mit Ausnahme einer einzigen — es war der Gasthof zum Hopfenwagen, den der Besitzer dem Dänenthume zu Liebe in „Humblekaerren“ umgetauft hat, — sämmtlich deutsch. Auch das Spritzenhaus hat seit Ankunft der neuen Beamten einen dänischen Namen annehmen müssen. Es heißt jetzt „Byens Spreudehuus.“ Mit solchen Unwesentlichkeiten ärgert man die Bevölkerung, da die

Hauptsache, die Danisirung der Gesehung nicht gelingen will. Es wäre gut, wenn man sich mit diesem Vergnügen begnügt hätte. Man ist aber weiter gegangen und hat vor allem die Kirche und Schule ins Auge gefaßt, dadurch aber eine Erbitterung hervorgerufen, wie sie nur in Angeln ihres Gleichen findet.

Die Stadt Tondern, an der Grenze Nordfrieslands gelegen, ist von jeher im Grundstock ihrer Bevölkerung eine echt deutsche Stadt gewesen. Dafür zeugt schon der Umstand, daß Tondern bereits im Jahre 1243 auf Betrieb des Minoritenmönchs Reinhard, dessen Bildniß noch jetzt das Sitzungszimmer des Magistrats schmückt, vom Herzog Abel mit dem lübischem Rechte bewidmet wurde, welches dort noch heutzutage in Geltung ist. Während zu Anfang dieses Jahrhunderts das Plattdeutsche die Sprache der eigentlichen Bürger und ihrer Familien war, wird von diesen jetzt fast nur hochdeutsch geredet. Nur ein Theil der niedern Classe, Dienstboten und Handwerksgefelln sprechen das Patois, welches man in Schleswig als Raben- oder Kartoffeldänisch bezeichnen hört und selbst diese verstehen ohne Ausnahme die deutsche Sprache und brauchen sie sofort, wenn die Rede von den Dingen des Alltagslebens auf Gegenstände mehr ideeller Natur übergeht — Beweis genug, daß die Geistesbildung durchaus deutsch ist. Die Bildungsanstalten, Kirche und Schule sind bis 1831 stets deutsch gewesen, wie das bei einer wesentlich friesisch-deutschen Bevölkerung nur natürlich war. Daß in den niedern Ständen eine dänische Beimischung bewerkstelligt ist, erklärt sich aus der Einwanderung vierler jütischen Dienstboten, die der bessere Lohn hierher gelockt hat und die später in der Stadt einen eignen Herd gegründet haben. Allein das deutsche Element ist in Tondern immer so vorwaltend gewesen, daß es dieses natürliche Eindringen fast völlig absorbiert hat, wenigstens so weit, daß diese Einwanderer sich das Deutsche nach Kräften angeeignet haben und zum größten Theile gute Schleswig-Holsteiner geworden sind. Die Wahrheit und die Natur haben hier gestegt und ich kenne in Tondern mehre geborne Dänen, welche entschieden auf der Seite der Schleswig-Holsteiner stehen. Abgesehen von den neuen dänischen Beamten, äußerte ein gründlicher Kenner der Verhältnisse, gibt es in Tondern, einer Stadt von etwa dreitausend Seelen, kaum 20—30 dänisch gesinnte Familien und diese finden sich keineswegs unter den Gebildeten. Man müßte denn die beiden neuen Rathsherrn, Färber Diemer und Buchbinder Jacobsen dazu zählen, die weder recht deutsch noch recht dänisch können. Vor und in den Kriegsjahren gab es unter den Kaufleuten keinen dänisch gesinnten; nach 1830 aber haben sich drei Dänen angesiedelt, der Kornhändler Jens N. Andresen, früherer Dienstknecht und aus den dänischen Enclaven stammend, der Manufacturist Madsen aus Møgeltondern und der Colonialwaarenhändler Peter Dussen, ebenfalls aus den Enclaven. — Unter den wenigen Familien in Tondern, welche dänisch sind oder dänische Sympathien haben, gibt es aber mehre, die

entschieden gegen die dänische Kirchen- und Schulsprache sind. Man ist zu praktisch, um nicht zu wissen, daß die Kinder mit der deutschen Sprache durch die halbe Welt, mit der dänischen nicht einmal bis Hamburg kommen können. Sie nach Dänemark zu schicken, fällt niemandem im Traume ein. Selbst die dänisch Gesinnten wissen, daß dort nichts zu holen ist.

Bei diesem Vorwalten, ja bei dieser Ausschließlichkeit deutschen Sinnes und deutscher Bildung in Tondern ist es nicht zu verwundern, daß die Stadt im Kampfe gegen das vordringende Dänenthum sich wacker gezeigt, aber auch viel hat leiden müssen.

Als im Juli 1850 die dänische Armee vorrückte, flohen die Beamten alle aus der Stadt. Nur die beiden deutschen Advocaten Bargum und Jürgensen blieben. Nach dem Einzug der Dänen wurde der alte vormalige Hardsesvogt, Justizrath Dröhsse, der für einen Anhänger des dänischen Königshauses galt, mit den Geschäften des Bürgermeisters und Stadtsecretärs betraut; für die executive Polizei in Stadt und Amt ein früherer Rathsdieners aus Sonderburg constituirt, während der Amtmann, Graf Arthur Reventlow-(Sandberg) das Oberdirectorium hatte. Diese beiden, geborne Schleswig-Holsteiner, traten sogleich im dänischen Sinn und Geiste auf und eine der ersten Maßregeln war, daß den Nachtwächtern befohlen wurde, die Stunden auf dänisch abzurufen. Man hatte das in Tondern nie früher gehört und die ganze Bevölkerung war darüber indignirt. Man meinte, wo noch alles deutsch wäre in Verwaltung und Justiz, müßten die Nachtwächter auch wie bisher deutsch rufen. Der Magistrat, Justizrath Dröhsse, in dem man, was die Danisirung betraf, sich auf dänischer Seite völlig getäuscht hatte, an der Spitze, remonstrirte energisch dagegen, bekam aber die Weisung, sich nicht um Dinge zu bekümmern, die ihn nichts angingen. Der Polizeimeister schaltete nun, wie plötzlich emporgewommene Leute zu thun pflegen, mit seinen vielen Polizeidienern, die zum großen Theil aus der bekannten Schraderschen Schaar in Flensburg hergenommen waren, auf das brutalste. Man hudelte Stadt und Nachbarschaft mit unaufhörlichen Hausfuchungen, die bald nach deutschen Fahnen und Grinnerungen an die Erhebung, bald nach ungestempelten Maßen und Gewichten, bald nach Waaren, welche gewisse Kaufleute hier nicht führen dürfen, stets aber mit der Absicht, sich als Herr und Gebieter zu zeigen und sich nebenbei Straf gelder zu verdienen, angestellt wurden. Man verurtheilte und strafte in einer bis dahin unerhörten Weise und man brachte es mit diesem Verfahren zu einer solchen Erbitterung der Bürger, daß die Oberbehörde nicht umhin konnte, einzuschreiten. Am 15. Mai 1853 hörte sein Regiment auf. Wolffe bot ihm seine Gerichtsdienerstelle in Sonderburg wieder an; er wollte sie aber nicht haben. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, er gehört zu den Abgegenutzten und ist eine gefallene Größe.

Der Amtmann, Graf Arthur Réventlow, auf Sandberg in Sundewitt geboren, ist deutsch gebildet, hat in Berlin studirt und ist ein geschäftsrüchtiger und mit guten Kenntnissen versehener Mann. Als Student von gut schleswig-holsteinischer Gesinnung, war er später Auscultant im schleswiger Obergericht, wo er ein Anhänger von Scheel wurde. 1848 ging er nach Dänemark. 1850 wurde er Amtmann in Tondern. Seine deutsche Bildung und sein Mangel an rücksichtsloser Energie halten ihn von extremen Schritten vielfach zurück. Auch ist er zu verständig und mit den Verhältnissen und dem Volkscharakter zu gut bekannt, als daß er nicht einsehen sollte, wie die dänischen Maßregeln auf die Dauer nur dahin führen, das Land von Dänemark völlig abwendig zu machen. Aber er hat den Dänen sich hingegeben und muß auf ihrem Wege vorwärts. Als Gesamtstaatler und weil er nicht bis zum Aeußersten geht, ist er bei den Eiderdänen verhaßt und seine Stellung nicht beneidenswerth. Wenn der Zwiespalt zwischen Deutschen und Dänen nicht wäre und er nicht im Sinne der dänischen Politik wirken müßte, würde er ein guter Amtmann sein. Ich halte ihn, drückte sich derjenige meiner Berichterstatter, welcher am günstigsten über den Grafen urtheilte, aus, für einen Mann, der nicht grade das Schlechte will, aber auch nicht den Muth besitzt, demselben entgegenzutreten. Ich glaube kaum, daß er für seine Ueberzeugung ein Opfer zu bringen im Stande wäre.

Diese Männer nun hatten zu Anfang das Regiment in Tondern. — Am 8. Febr. 1851 aber trat eine neue Figur auf die Bühne in der Person des constituirten Bürgermeisters und Stadtsecretärs Kiaer, der zugleich zum Hardsobvogt und Actuar der Tonder- und Hoyer-Harden constituirt wurde, ein ganz junger Mann, in Kopenhagen geboren, in Apenrade erzogen, der in Kopenhagen studirt hatte und ohne genügende Kenntniß des Rechts, der Verhältnisse und des Volkscharacters, aber voll Eifer für die dänische Sache herüberkam, grade der rechte Mann, um das rebellische Tondern zu geißeln. Jung, nicht ohne Talente, durchgreifend, rücksichtslos und grob, trat er gleich in seiner wahren Gestalt auf und gerieth auf diese Weise mit den Rathsherren und dem Deputirtencollegium, in welchem damals noch tüchtige und einsichtsvolle Männer saßen, sehr bald in Collision. Er verlangte unbedingte Unterordnung ihrer Ansichten unter die seinigen; sie aber meinten, in Collegien gelte die Ansicht der Majorität. Nachdem verschiedene Zusammenstöße erfolgt waren, kam es zwischen ihm und den Magistratsmitgliedern über die Kirchen- und Schulsprache zum Bruch. Nachdem man bereits im Februar 1851 Gerüchte von Einführung der dänischen Schulsprache gehört hatte, wurde der Magistrat von der Regierung zur Berichterstattung darüber aufgefordert, und Kiaer legte nun in der Mitte des März ohne vorgängige Besprechung den Rathsherren einen fertigen Bericht in dänischer Sprache zur Unterschrift vor, worin natürlich die Ein-

führung der dänischen Sprache empfohlen war. Selbstverständlich konnten und wollten die Rathsherren dieses Papier nicht unterschreiben, sie beriefen sich auf das collegialische Recht der Abstimmung, aber vergebens, es kam zu harten Worten und die Rathsherren suchten sofort alle ihre Entlassung. Bevor sie aber entlassen wurden, erfolgte ihre Suspension am 24. März und am 26. traten zwei (statt vier) neue Rathsherren ein, Färber Diemer, der noch nicht einmal Bürger und nicht im Deputirtencollegium gewesen war, überhaupt an der städtischen Verwaltung keinen Antheil genommen hatte und Buchbinder Jacobsen, bis dahin Deputirter, aber einer von denen, die oft in den Sitzungen fehlten, beide Männer, von denen man keineswegs behaupten kann, daß sie im besonderen Maße die Achtung und das Vertrauen ihrer Mitbürger genossen. Der Magistrat war nun von den renitenten schleswig-holsteinischen Kaufleuten gesäubert und mit zwei Handwerkern besetzt, die Kiaer in seinen Maßregeln nicht widersprachen. Daß man aber keine geeigneteren Männer bekommen konnte, und daß infolge dessen die zwei andern Stellen bis auf den heutigen Tag noch unbesetzt sind, zeugt deutlich genug für die Stimmung der Stadt.

Bald wurde auch das Deputirtencollegium gesäubert. Feddersen und Rehhof, die beiden Kämmerer, waren nach der bestehenden Ordnung ausgeschieden und L. A. Todsén und Wedersöe an ihre Stelle getreten. Beide wurden kurz nacheinander wieder entlassen, weil sie sich den Nachsprüchen und Danisirungsmaßregeln Kiaers nicht fügen wollten, besonders in Betreff der Kirchen- und Schulsprache.

Inzwischen war die dänische Sprache in den Elementarschulen eingeführt und Kinder, die bisher nur deutsch gelernt hatten, mußten jetzt ihren Unterricht ausschließlich auf dänisch empfangen. Viele Bürger zogen ihre Kinder ganz aus den Schulen heraus und suchten durch Privatstunden den Unterricht fortzusetzen. Gegen diese fand sich aber in der Schulordnung von 1814 das stets wirksame Mittel des Schulzwangs, das, früher nur gegen pflichtvergeßene Eltern angewandt, jetzt grade auf solche Anwendung fand, deren eifrigstes Bestreben dahin ging, ihren Kindern guten Unterricht zu verschaffen. Die Eltern wurden zu Rathhaus citirt und mit Strafen bedroht. Infolge dessen gaben einige nach und schickten ihre Kinder in die Schule, andre nicht. — Den Winter hindurch hatte ein abgesetzter Prediger Grauer der Rectorclassé vorgestanden, der höchsten Knabenclassé in Tondern. Der Rector Petersen gehörte nämlich zu den Flüchtlingen. Am 23. April wurde die Stelle durch Wahl des Magistrats nach vorausgegangener Probe wieder besetzt. Drei dänische Candidaten waren präsentirt. Kiaer mit seinen neuen Rathsherren wählte, gegen den Rath des mit votum consultativum zugezogenen Propsten Ahlmann, den am wenigsten befähigten, Müller, und derselbe trat am 7. Mai ohne Introduction seine noch völlig deutsche Schule an. Vielleicht bot der Gewählte dem

Dänenthum die beste Garantie; wenigstens war dies insofern der Fall, als derselbe der deutschen Sprache ganz ebensowenig mächtig war, als er überhaupt zum Unterrichten Befähigung besaß.

Der Propst entdeckte die Unkenntniß und das Ungeschick des neuen Schulmonarchen schon beim ersten Examen. Mein Berichterstatter hörte, wie er dem Amtmann dringende Vorstellungen machte, aber ängstlich um Schweigen gebeten wurde. Der Amtmann fürchtet alle Aufregung, er liebt es, von den Parteien in Frieden gelassen zu werden. Die Sache kam aber doch ans Tageslicht. Denn die Bürgerschaft sah der Verwüstung ihrer Schulen keineswegs ruhig und unthätig zu. Man schickte erst zwei deputirte Bürger an Tillisch in Flensburg, die um Abhilfe bitten sollten. Solche unbequeme Gäste fertigte Tillisch stets mit Scheltworten ab, aber in diesem Falle mußte er wenigstens die Wahrheit hören. Später sollten der erste Seminarlehrer Professor Bahnsen und der Maler Petersen nach Kopenhagen zum König. Sie kamen aber nur nach Flensburg, wo sie mit Redensarten und Versprechungen von der Weiterreise abgehalten wurden. Auch an den am 28. Juli 1834 anwesenden General Krogh, einen Bruder des frühern Amtmanns in Tondern wandte man sich. Er versprach seine Verwendung bei dem Monarchen. Eine Petition an den König wurde ihm nach Flensburg nachgeschickt und übergeben. Es ist keine Antwort darauf erfolgt. — Auch mündliche Vorstellungen bei dem am 3. September anwesenden Minister Vardenfleth waren ohne Erfolg. Endlich aber wurde eine Bittschrift aufgesetzt und von den meisten Bürgern und Einwohnern unterschrieben. In derselben wurde darauf angetragen, die althergebrachte und gesetzlich bestehende deutsche Kirchen- und Schulsprache wieder herzustellen oder wenigstens eine deutsche Schule zuzulassen, und man berief sich zur Begründung darauf, daß nach der ausdrücklichen Bestimmung in der Schulordnung von 1814 in allen deutschen Schulen der Unterricht ausschließlich in hochdeutscher Sprache ertheilt werden solle, daß aber die Schulen Tonderns von jeher deutsche Schulen seien, daß kein Gesetz existire, welches diesen gesetzlich bestehenden Zustand aufhebe oder abändere, daß namentlich das königliche Rescript von 1810 kein solches Gesetz, vielmehr lediglich ein vorbereitender Schritt zu einer gesetzlichen Aenderung sei, indem durch dasselbe die Kanzlei nur aufgefordert worden, Berichte von den Behörden einzuziehen und demnächst Vorschläge zu machen, zur Ausführung des Wunsches Sr. Majestät (Friedrich VI.) die dänische Kirchen- und Schulsprache dort einzuführen, wo die dänische Sprache als Umgangssprache sich finde, daß aber die Behörden sich in ihren Berichten dagegen ausgesprochen hätten und die Sache daher nicht zur Ausführung gekommen sei, daß seitdem kein Gesetz in dieser Richtung erschienen sei, namentlich der jezige König nach vorgängiger Berathung mit den Ständen kein solches Gesetz er-

lassen, vielmehr nur der Regierungskommissarius mittelst nicht publicirter Erlasse an die Verwaltungsbehörden (Kirchenvisitatoren) diese Maßregel angeordnet habe, dieselbe mithin aller gesetzlichen Basis ermangele. Nun sei die Einführung dänischer Kirchen- und Schulsprache entschieden gegen den Wunsch und Willen der Bevölkerung, wie schon die Zahl der Unterschriften beweise, und es sei doch unzweifelhaft ein Recht der Gemeinde, selbst zu bestimmen, in welcher Sprache sie gemeinschaftlich zu Gott beten und ihre Kinder unterrichten lassen wolle. Man berief sich auch auf die versprochene Gleichberechtigung der Sprachen. Dieser Petition wurden Proben der schriftlichen Arbeiten der Knaben in der Rectorschule in Abschrift angelegt und damit nachgewiesen, daß der Rector nicht allein grobe Schnitzer übersehen und vielfach die Sätze verballhornisirt, sondern sogar Fehler hineincorrigirt hatte.

Recht vorsichtig glaubte man bei dieser Supplik zu Werke zu gehen, indem man nach der Stempelpapierverordnung 3 Stempelbogen à 40 Schillinge Reichsbankgeld nahm. Dessenungeachtet erfolgte — nicht Bescheid auf die Bitte, sondern der Aufrag an den Magistrat, jeden der Unterzeichner in ein Thaler Courant Geldstrafe zu verurtheilen, wegen nicht gehörigen Gebrauchs des Stempelpapiers. Weil man gegen schlagende Gründe nicht ankonnte und die Wahrheit nicht hören wollte, wandte man das beliebte Abschreckungssystem an, indem man die Leute durch Furcht vor Geldstrafe in Zukunft vom Unterschreiben solcher mißliebigen und unbequemen Petitionen abhalten zu können meinte. Der Graf Karl Moltke, der schon aus Ruder gekommen war, als dies erfolgte, ging nämlich von dem in der Stempelpapierverordnung nirgend zu findenden Satze aus, daß, wenn mehre vereint petitionirten, jeder einzelne Petent so viel Stempelbogen, als die Bittschrift Bogen stark sei, verwenden müsse. Alle Juristen staunten über diese unerhörte Auslegung. Hunderte von Gesuchen und Eingaben waren seit der Emanation der so seltsam gedeuteten Verordnung (sie erschien 1804) an die höchsten Collegien und die Majestät von Mehren unterschrieben eingegangen, ohne daß es irgend einem Concipienten eingefallen wäre, mehr als höchstens drei Bogen Stempel dazu zu verwenden.

Moltke erschwerte nun auf diese Weise das Petitioniren in Gemeinschaft und später wurde es in seinem Prachtwerke, das er die Verfassung für das Herzogthum Schleswig betitelt hat, welches aber richtiger als Polizeireglement bezeichnet worden wäre, bei Strafe gänzlich verboten. — Der Befehl zur Zahlung der Geldstrafe kam am 30. Juli 1852. Aber noch nicht genug! Kjaer ließ die Unterzeichner zu Rathhaus citiren, schalt sie tüchtig aus, warf ihnen vor, sie hätten ein Lügengewebe unterschrieben (es war mit ängstlicher Sorgfalt darüber gewacht, daß nur die strengste Wahrheit in der Petition ent-

halten wäre) und entsetzte diejenigen, welche städtische Aemter bekleideten, namentlich die Rechnungsführer der milden Stiftungen, ihrer Stellen.

Ein Jahr später, im Juli 1853, wurden noch nachträglich einige Bürger, welche die Petition unterzeichnet hatten, lauter Handwerker und sogenannte kleine Leute, aufs Rathhaus geladen und gefragt, wer sie zur Unterschrift verleitet hätte. Man hoffte wol, daß sie einen oder den andern der angesehenen Bürger angeben würden, um von Strafe befreit zu werden, und alsdann hätte man triumphirend berichten können, es sei die ganze Bewegung gegen die dänische Schul- und Kirchensprache nur ein Nachwerk der aufrührerischen Advocaten und einzelner andern Insurgenten, die das Volk verführten (wie man ja von der ganzen Erhebung zu sagen pflegte), der Plan scheiterte aber an dem wackern Sinne dieser Bürger gänzlich. Sie erklärten alle, sie hätten aus freien Stücken und mit völliger Ueberzeugung unterschrieben. Sie wurden auch mit einem Thaler Geldstrafe belegt.

Es haben sich überhaupt alle Schritte gegen das Dänische vergeblich erwiesen und die Beamten ihr Danisirungswerk in Tondern weiter geführt. Von den Elementarschulen ist es in die höheren Classen übergegangen; namentlich hat man sich beeilt, den dänischen Religionsunterricht einzuführen, natürlich, die Prediger können ja kein Deutsch. Der Kirchenpropst und deutsche Hauptprediger in Tondern, Odin Wolf Tiedemand, macht auf der Kanzel und außer der Kirche die seltsamsten Sprachschneizer. So z. B. hat er einmal von „geblendeten“ Districten gesprochen und damit die gemischten, wo abwechselnd deutsch und dänisch gepredigt wird, gemeint. Gemischt heißt auf Dänisch blandet. Als er im ersten Jahre die Kinder confirmirte, hatte er sich nicht einmal die Mühe gegeben, den Spruch, welchen er seiner Rede zum Grunde legte, in der deutschen Bibel nachzulesen und sich einzuprägen und sagte nun immer: „Wer nicht für mich ist, der ist mir zuwider.“ Bei einer Grabrede, der die angesehenern Bürger beiwohnten, sagte er wiederholt „unsre Gefühlen (Nominativ oder Accusativ), erwähnte dann, daß die Verstorbne „Schlächter“ (er sprach aber Slächter) habe gehen und kommen sehen (man mußte an die verschiedenen Metzger denken, die ihr Fleisch ins Haus gebracht hatten, während der Herr Propst Geschlechter meinte), verwechselte unaufhörlich den Plural mit dem Singular, und setzte, nachdem er eine Viertelstunde lang über die Todte, als eine hochbejahrte Frau gesprochen, der Lächerlichkeit dadurch die Krone auf, daß er wiederholt sagte, sie sei 34 Jahre alt geworden, während die Frau 84 Jahre alt starb. Man kann sich vorstellen, was aus der Andacht der aus fast lauter gebildeten Leuten bestehenden Versammlung wurde. So steht es um den Mann, der am 3. Juli 1853 als deutscher Hauptprediger der Stadt Tondern und Kirchenpropst der tonderschen Propstei, wozu bekanntlich auch die friesischen Districte und die Inseln Sitt und Föhr gehören, intro-

ducirt wurde, nachdem der Propst Ahlmann, lange gequält und als Werkzeug in den Händen der Dänen mißbraucht, am 1. Januar 1853 seine Entlassung bekommen hatte und ohne Abschied von der Gemeinde und ohne seine Kinder confirmiren zu dürfen ausscheiden mußte. Dieser Propst Tiedemand, der deutscher Hauptprediger in Tondern ist, hat nichtsdestoweniger nicht nur selbst die wenigen Kinder, die er hatte, zu Ostern d. J. in dänischer Sprache confirmirt, sondern dem Diaconus, Pastor Gärstens am ersten Tage, als seine Kinder zum Confirmationsunterricht bei ihm versammelt waren, den deutschen Confirmationsunterricht untersagt. Vergebens wandten sich die Eltern an die Visitatoren, den Bischof, das Ministerium, den König um Erlaubniß die Kinder deutsch vorbereiten und confirmiren zu lassen, Kinder, die immer deutschen Unterricht gehabt hatten. Am 22. April vorigen Jahres mußte Pastor Gärstens seine Confirmationshandlung, selbst die Einsegnung, in dänischer Sprache vornehmen, nachdem der dänische Archidiaconus Dahl vorher eine dänische Predigt voller Anzüglichkeiten gehalten hatte.

Um Ostern wurden die beiden letzten deutschen Lehrer, Küster Claussen und Cantor Nissen, ihres Amtes entlassen und ihre Stellen mit Dänen besetzt. Ein Jahr vorher nahm man Nissen in seiner Schule, der Mädchenschule, die bis dahin rein deutsch geblieben war, da Nissen kein Dänisch kann, den Religionsunterricht, und die Mädchen wurden nun urplötzlich in dänischer Sprache in der Religion unterrichtet. Viele behielten ihre Kinder in diesen Stunden zu Hause; man wandte sich an den Schulinspector Pastor Dahl und dieser war damit einverstanden, daß die Eltern für anderweitigen Religionsunterricht in deutscher Sprache selbst sorgen möchten; dessenungeachtet wies er die Mädchen, welche infolge dessen den dänischen Religionsunterricht nicht mithatten, im Mai 1854 aus der Schule, die sie weinend verließen und gab den über dieses Benehmen Rechenschaft fordernden Eltern die Antwort, es seien Umstände vorhanden, die es nicht gestatteten, welche, sagte er nicht.

Der Privatunterricht wird nicht gestattet. Am 14. Januar 1854 schloß man dem Candidaten Meyer, jetzigem Prediger einer deutschen Gemeinde zu Camberwell bei London, seine im besten Gange befindliche Privatschule, weil er nicht dänisch unterrichtete. Der frühere, jetzt pensionirte Elementarlehrer Jespersen und der Privatlehrer Wildenradt dürfen nur eine bestimmte Schülerzahl haben und sind überdies gehalten, außer den Religionsstunden, die unweigerlich dänisch sein müssen, noch viele andere Stunden in dänischer Sprache zu geben. Dem entlassenen Lehrer und Küster Claussen ist jeglicher Privatunterricht verboten worden. — Am 1. und 2. August vorigen Jahres hielt Bischof Boesen Generalvisitation in Tondern ab. In den Schulen befahl er freilich den Lehrern, in den vier deutschen Stunden, welche den Kindern von den früheren dreißig in der Woche geblieben sind, nur deutsch zu sprechen. Der

Befehl wird aber schwerlich ausgeführt werden, schon weil die Lehrer kein Deutsch können. — In der Kirche waren außer dem Troß dänischer Beamte nur einige wenige Bürger — ich meine vier. — Nach dem Gottesdienst waren mehre Bürger beim Bischof, um sich über die Schulzustände zu beschweren und um mehr deutschen Unterricht und Freiheit zum Religionsunterricht in deutscher Sprache durch Privatlehrer zu erbitten. Er wollte auf keine dieser Vorstellungen eingehen, berief sich auf königliche Befehle und behauptete, die Kinder bedürften keines Religionsunterrichts in deutscher Sprache, weil in den Häusern überall deutsch mit den Kindern gesprochen würde und sie da genug lernen könnten. Deutsche Religion sei Heidenthum. Die Confirmation sei eine öffentliche Handlung, und könne es daher den Betheiligten nicht freistehen, zu bestimmen, in welchem Idiom solche vorzunehmen sei; in Tondern müsse sie dänisch sein.

Wenn der Bischof gesagt hat, daß in den Häusern überall deutsch mit den Kindern gesprochen würde, so ist das richtig; denn selbst solche, die sich früher gegenüber ihren Kindern des dänischen Patois bedienten, reden jetzt fast durchgängig deutsch mit ihnen. Das ist aber ein Umstand, der grade gegen den dänischen Unterricht spricht. Daß es in Tondern mit dem Kirchenbesuch schlecht steht, ist unter solchen Umständen nicht zu verwundern. Der Archidiaconus Dahl, ein fanatischer Eiderbäne, hat höchstens 10—15 Zuhörer, der Propst nicht vielmehr. Cärstens ist der einzige, der noch eine Gemeinde hat. Er predigt aber nur jeden zweiten Sonntag Nachmittags deutsch.

Sie haben eine Reihe betrübender Geschichten anhören müssen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen jetzt ein paar heitere aus Tondern erzähle. Eine ganz neue aus dem letzten Kriege und eine „ut de Musklift“ — aus der Mauskliste, wie man hier zu Lande alte Anekdoten bezeichnet.

Die Dänen standen mit zwei Bataillonen in Tondern. In den friesischen Districten thaten sich die Bauern zusammen, sie von da zu vertreiben. Der Erfolg wäre zweifelhaft oder vielmehr, da ungefähr fünfhundert Mann schlechtbewaffneten und ungeübten Landsturms die dreifache Anzahl von Soldaten angreifen wollten, nicht zweifelhaft gewesen. Dennoch erreichte man seinen Zweck und zwar durch die List eines Bauern. Derselbe ließ sich einen Brief an einen Kaufmann in Tondern schreiben, worin dieser benachrichtigt wurde, am nächsten Tage würden an die fünftausend Friesen in der Stadt erscheinen und die Dänen sammt und sonders über die Klinge springen lassen, ritt mit dem Briefe in der Tasche nach Tondern, wurde natürlich festgenommen und durchsucht, der Brief ihm abgenommen und am folgenden Morgen waren die Dänen im vollen Rückzuge auf Ripen.

Es ist schon lange her, da begab sich bei Tondern, daß einer in die Widau fiel, die hier unten stellenweise ziemlich tief ist. Er wäre ertrunken,

wenn ihm nicht ein Mann, der auf dem Felde arbeitete, zu Hilfe geeilt wäre und ihm von dem steilen Ufer einen Springstock hinabgehalten hätte. Der Ertrinkende griff zu, half sich aufs Trockne, stieß sich aber dabei ein Auge aus. Statt sich bei seinem Retter zu bedanken, verklagte er ihn auf dem Thing und forderte Schadenersatz für das Auge. Die Richter wußten nicht, was sie mit der Klage thun sollten, der Kläger hatte recht, und doch schien es unnatürlich, den Beklagten zu verurtheilen. Man verschob daher die Entscheidung auf die nächste Sitzung. Allein die dritte kam, und noch immer wußte man nicht, was man für ein Urtheil sprechen sollte. Da sah der Hardeßvogt, der den Vorsitz beim Thing führte, auf dem Wege nach Tondern, wo damals die Thingstätte war, auf einem Steine drei Jungen sitzen, die sich über etwas Wichtiges zu berathen schienen. Sie machten ihm so kluge und würdevolle Gesichter, daß er neugierig sein Pferd anhielt und fragte, was sie da vorhätten. Sie hielten Thing über den Mann, der in die Widau gefallen wäre, lautete die Antwort. „So, und was habt ihr für einen Spruch gefunden?“ fragte der Hardeßvogt. Sie waren noch nicht fertig damit, bald nachher aber vereinigten sie sich zu dem Urtheile: der Gerettete soll an derselben Stelle, wo er damals ins Wasser gefallen ist, wieder hineingestoßen werden. Kann er sich allein wieder heraus-helfen, so muß ihm sein damaliger Retter Buße für das Auge zahlen; wo nicht, so hat der letztere gewonnen. Einer großen Last entledigt, griff der Hardeßvogt in die Tasche und gab den Jungen ein Stück Geld, ritt dann zu Thinge und entschied, wie die Kinder gethan hatten. Jener Undankbare aber konnte sich wirklich nicht selbst retten, und so gewann der andere den Proceß.

(Schluß im nächsten Heft).

Correspondenzen.

Aus Paris. Die plötzliche Annahme des österreichischen Ultimatus durch die Russen ist nicht das wenigst seltsame Ereigniß in diesem an Curiosum so reichen Kriege. Alexander II. hat Europa wirklich überrascht und man sagt nicht mit Unrecht, daß Louis Napoleon, als man ihm die Nachricht von dieser Annahme mittheilte, ausgerufen haben soll: „Dieser Muth der Ueberraschung verspricht Rußland einen tüchtigen Herrscher und Europa den Frieden. Ich glaube an die Aufrichtigkeit dieser Annahme, denn wer in einem solchen Momente den Muth hat, diese Annahme auszusprechen, der hat auch den Willen das Wort zu halten.“ Der Kaiser stand ziemlich allein in seinem Glauben, den Staatsmännern dießseits wie jenseits des Kanals wollte diese Aufrichtigkeit nicht einleuchten, den letztern, weil sie ihnen unbequem war und einen Strich durch ihre Rechnung machte.

Früher, als der Krieg vorzüglich durch die (damals noch) minder gefährliche Schießwaffe geführt wurde, kam es selten zum Handgemenge und der Gewinn oder